

Ingrid Schmahl

BARTH,
MEINE NEUE HEIMAT

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2017

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96008-890-5

Copyright (2017) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

10,00 Euro (D)

Prolog

In einem gewissen Alter kommt der Wunsch auf, sein Leben in einer Biografie für die Nachwelt aufzuschreiben.

Ich bin jetzt 83 Jahre alt und habe vieles in diesen vergangenen Jahren erlebt. Davon schrieb ich in dem Buch „Straßen meines Lebens“. Es ging in diesem Buch um die Zeit vor, in und nach dem Krieg 1939 - 1945 mit Evakuierung und vielen Umzügen. Dieses Buch erschien im Jahre 2007. Damals wusste ich nicht, was alles im Laufe der Zeit noch auf mich zukommt.

Heute ist mir klar, dass man eine Biografie erst schreiben sollte, wenn man sein Lebensende absehen kann. Aber ist man dann noch in der Lage, seine Gedanken schriftlich auszudrücken? Ich hoffe, dass das Leben nun nicht mehr weiter in dem Wahnsinnstempo läuft, wie es bisher lief. Wie ich selbst schon bemerkte, wird es etwas ruhiger für mich. Ein Freund sagte einmal zu mir: „Du bist wie eine Kerze, die an beiden Seiten angezündet wurde.“ Oft kam ich mir wirklich so vor. Doch das ändert sich. Der Umzug nach Barth war hoffentlich die letzte größere Aktion in meinem Leben.

Ich gehe jetzt viel mit meinem treuen, ebenfalls alten Hund Eddy spazieren, halte mich durch viel Frischluft, Bewegung und gutes Essen gesund und hoffe so, dass es mir vergönnt ist, noch etliche Jahre meine neue Heimat Barth zu genießen.

Ihre Autorin
Ingrid Schmahl



Barth,
meine neue Heimat

Wenn ich in einer stillen Stunde meine dreiundachtzig Jahre Revue passieren lasse, fällt mir die schöne Kinderzeit ein, die 1939 mit Beginn des Krieges 1939 – 1945 zu Ende ging. Von da an waren die Jahre geprägt von Entbehrung, Verlusten, Umzügen, immer wieder neuen Schulen. Diese ganze Zeit beschrieb ich in meinem Buch „Straßen meines Lebens“, das mit dem Ausscheiden aus dem Berufsleben endete.

Aber das Leben ging weiter. Ich habe drei Kinder und musste für sie da sein. Meine Tochter fuhr als Stewardess zur See, als sie alt genug war. Mit meinen beiden Söhnen zog ich nach Süddeutschland um, weil ich als Sekretärin in einem Kinderheim arbeiten konnte. Wir bekamen eine kleine Wohnung auf dem Heimgelände und die Söhne waren tagsüber in den Kindergruppen, wurden verpflegt, machten dort ihre Schularbeiten. Aber die negativen Ansichten mancher Heimkinder, von allem, was mit Schule und Lernen zu tun hatte, nahmen meine Kinder mit Begeisterung an. Irgendwann hieß es darum wieder: Umziehen. Dieses Mal in eine Wohnung außerhalb des Heimgeländes, wo sie dem Einfluss der Heimkinder entzogen waren. Sie waren inzwischen groß genug, dass sie den Tag über alleine sein konnten.

Zwanzig Jahre vergingen so. Meine Söhne wurden groß, gründeten eigene Familien und zogen in eigene Wohnungen. Ich konnte mit 60 Jahren in den Ruhestand gehen und fand in Pforzheim eine schöne Wohnung. Ich bewohnte sie alleine mit meinem kleinen Hund, einem Pekinesen namens Eddy, den ich aus dem Tierheim geholt hatte. Eigentlich wollte ich nach dem Tod meines ganz lieben Zwergpudels Ina keinen Hund mehr haben. Aber ich sah Eddy verängstigt in dem großen Zwinger sitzen und der kleine Hund tat mir leid. Ich durfte mit ihm rund um das Tierheim spazieren gehen, nachdem er an die Leine gelegt wurde. Wir kamen sehr gut miteinander klar. Eddy freute sich über diese kleine Freiheit und es war

traurig für ihn und für mich, ihn wieder in den Zwinger zu sperren. „Darf ich nicht bei dir bleiben?“ schien sein eines Auge zu fragen. Das andere Auge war blind. Was hatte er wohl erlebt, ehe er ins Tierheim kam? Ich durfte ihn nach kurzer Zeit zur Betreuung mit nach Hause nehmen; er gehörte mir aber noch nicht. Weil die Besitzerin für Eddys Unterkunft im Tierheim nichts bezahlte, ging der kleine Hund nach einer Wartezeit für 300 Euro in meinen Besitz über. Bevor ich Eddy bekam, wurde ihm ein Chip eingesetzt, damit man ihn bei einem Verlust wiederfindet. Dann wurde er kastriert und seine entzündeten Ohren mussten behandelt werden. Mit den entzündeten Ohren hatte ich noch lange Zeit zu tun. Die Behandlung war für das arme Tier sehr schmerzhaft und er ließ mich nur schwer an die Ohren herankommen. Aber mit der Zeit fand er Vertrauen zu mir und wir wurden ein gutes Team. Als ich Eddy den ersten Tag bei mir hatte, wusste ich natürlich nicht, was er bisher zu fressen bekommen hatte. Ich kannte auch seine Lebensgewohnheiten nicht. Wann und wie oft musste ich mit ihm Gassi gehen? Wann und wo schlief dieser kleine Hund? Was machte ich? Ich nahm ihn mit in mein Bett, als ich mich zur Ruhe legte. Das ging auch gut. Er schlief ruhig und vertrauensvoll an meiner Seite. Nur am anderen Morgen war der Spaß vorbei. Eddy hatte Flöhe gehabt und somit ich auch. Er kratzte sich und ich kratzte mich auch. Bei ihm half ein gutes Flohpuder. Mein Bett streute ich auch mit dem Puder aus und wechselte die Bettwäsche. Bei mir half gründliches Baden. Seitdem schlief Eddy in dem Körbchen seiner Vorgängerin, der kleinen Pudeldame Ina neben meinem Bett. Das war mir sicherer. Aber die Flöhe waren wir endgültig los. Einen Schrecken bekam ich, als eines Tages ein junges Mädchen an mich herantrat und ausrief: „Ist das Eddy aus dem Tierheim?“ Als ich es bejahte, wollte sie gleich nach Eddys Leine greifen: „Eddy ist mein Hund. Darf ich ihn wiederhaben?“ „Nein auf keinen Fall. Ich habe den Hund dem Tierheim abgekauft, weil niemand für ihn für die Unkosten bezahlen wollte“, antwortete ich. Ich ließ das Mädchen stehen und entfernte mich schnell. Eddy drehte sich nicht einmal mehr nach dem Mädchen um.



Nach meiner Pensionierung 1995 hatte ich auf einmal viel Zeit. Was sollte ich mit dieser Zeit anfangen? Ich benutzte sie, um Pforzheim und seine Umgebung zu erkunden. Ich ging in der Stadt die sogenannten „Stäffele“ hinauf und herunter, wobei ich auch die vielen schönen Gärten hinter den Häusern bewundern konnte. Diese „Stäffele“ sind lange Treppen, auf denen man von einer Straße zur anderen kommt. Pforzheim ist leicht bergig und die Spaziergänge erfordern einige Kondition. Von der fürchterlichen Geschichte Pforzheims erfuhr ich, als ich auf den sogenannten „Monte Scherbelino“ stieg. Das ist ein Berg innerhalb der Stadt, der durch die Überreste von dem, was einmal Pforzheim war, entstanden ist. Pforzheim wurde am 23.2.1945 fast völlig zerstört durch einen Angriff der Amerikaner, bei dem in 22 Minuten 17.000 Menschen den Tod fanden. Dieser Tag ist ein Gedenktag in Pforzheim, an dem die Glocken der Stadt zur Erinnerung läuten. Im „Monte Scherbelino“ sind viele Pforzheimer und alles, was ihnen lieb war, begraben. Als ich einem meiner Enkel davon erzählte, wollte dieser gleich anfangen zu buddeln. Er glaubte, vielleicht noch Gold oder Schmuck aus dem Schutt herauszuholen. Das haben sicher auch andere versucht.

Dann hatte ich nach längerer Zeit in Pforzheim alles gesehen, was sehenswert war. Ich kannte inzwischen die große und schöne Schloßkirche St. Michael, die auch zerstört war und sehr gut wieder aufgebaut worden ist. In dieser großen, eindrucksvollen Kirche mit seiner tollen Akustik durfte ich im Kirchenchor mitsingen.

Auch das Museum mit seinem vielen ausgestellten Schmuck, der die Pforzheimer Schmuckindustrie bekannt machte und der Stadt den Namen „Goldstadt“ eintrug, besuchte ich oft. Pforzheim war nach dem schweren Angriff wieder aufgebaut worden. Eine schöne Stadt ist es nach der Meinung vieler Touristen nicht geworden. Es musste eben alles schnell gehen. Die obdachlosen Menschen mussten wieder eine Unterkunft haben.

So saß ich denn auf meinem Balkon und sah auf die Stadt hinab. Ich hatte Pforzheim gründlich kennengelernt. Ins neuerbaute Theater

ging ich zwar gerne, aber da hatte ich bald alle neuen Vorstellungen für das Halbjahr gesehen.



So saß ich in meinem Liegestuhl, ließ in Gedanken die Stadt an mir vorüberziehen und langweilte mich. „Ich müsste noch etwas zu tun haben“, dachte ich und sah mich nach einer Möglichkeit um, bei der ich gebraucht wurde und die mir die Langeweile vertrieb.

Eine Anzeige in der örtlichen Zeitung stach mir ins Auge. Hier suchte ein Anbieter von Essen auf Rädern eine Kraft zum mittäglichen Ausfahren der bestellten Menüs. Ich hatte ein Auto und fuhr gut und sicher auch durch den oft schwierigen Pforzheimer Straßenverkehr. Also bewarb ich mich und wurde auch angenommen. Meine Arbeit war nun, morgens um 10 Uhr in der Großküche zu sein und die gekochten und in Wärmebehälter verpackten Essensportionen zu den meist älteren Menschen zu bringen. Es waren oft bis zu dreißig Behälter. Ältere Menschen lieben es, ihr Essen zu einer bestimmten Zeit zu bekommen. Das ließ sich jedoch nicht

immer machen. So parkte ich ab und zu in der zweiten Reihe auf der Straße, um schnell mein Essen abzugeben und bekam prompt einen Strafzettel. Manchmal wurde die Ampel an der Kreuzung gerade rot und ich fuhr noch schnell bei Dunkelgelb über diese Kreuzung. Schwupp, schon hatte ich mir wieder eine Strafe eingehandelt; einen Monat Fahrverbot und drei Punkte in Flensburg. Wenn dann noch ein Empfänger der erwarteten Mahlzeit darüber schimpfte, dass ich nicht genau zum gewünschten Zeitpunkt bei ihm klingelte, war für mich der Tag ein totaler Reinfall.

So arbeitete ich fast zwei Jahre für den Anbieter des Essens auf Rädern. Zuletzt erhielt ich einen Brief vom Kraftfahrzeug-Bundesamt in Flensburg. Man legte mir eine Nachschulung nahe, weil ich inzwischen neun Punkte in Flensburg angesammelt hatte und mein Führerschein in Gefahr war. Ich erkundigte mich nach dem Preis für diese Nachschulung und erfuhr, dass ich ungefähr 500 Mark zahlen müsse, um drei Punkte von meinem Konto abgeschrieben zu bekommen. Das war für mich das Ende dieser mühsamen Tätigkeit, bei der ich auf eigene Kosten und Gefahr mein Auto fuhr und die mir fast nur Ärger einbrachte.

Was kann ich dann aber tun? Ich konnte einfach noch nicht ein ruhiges Rentnerleben führen. Dafür war ich einfach zu lebendig.

Wiederum erhielt ich eine Anregung durch die Zeitung. In einer Anzeige wurde von einer Partnervermittlung eine qualifizierte Mitarbeiterin gesucht. „Vielleicht wäre das etwas für mich“, dachte ich. Ich rief die angegebene Telefonnummer an und fragte den freundlichen Herrn: „Um welche Art von Tätigkeit handelt es sich bei der von ihnen angebotenen?“ „Das kann ich ihnen so am Telefon nicht erklären. Kommen sie doch einfach hier zu mir in mein Büro. Wir können da besprechen, welche seriöse Tätigkeit ich anzubieten habe.“ Wir machten einen Termin aus und ich stieg frohgemut am nächsten Tag die vielen Stufen in das Büro der Partnervermittlung. Herr Müller, der Betreiber der Agentur, begrüßte mich freundlich und wies mir einen bequemen Sessel in seiner Besucherecke an. Und

dann kamen wir zum Kern der Sache. Herr Müller bot mir die Mitarbeit als freie Mitarbeiterin an. Meine Aufgabe sollte es sein, in Anzeigen, die auf meine Kosten gingen, bindungswillige Männer und Frauen zu suchen und sie zu kontaktieren. Wenn er oder sie Interesse zeigte, kostete die Aufnahme in eine Kontaktliste 4.500 Mark. Wenn aber dann der Kunde hörte, was diese Partnervermittlung kostete, war das Gespräch auch schon beendet. So war also meine Mühe umsonst und ich gab schnell diese Arbeit auf, ehe sie für mich zu teuer wurde.

Das hieß aber nicht, dass ich nicht noch auf der Suche nach einer interessanten Tätigkeit wäre. Als die dicke Samstagszeitung auf meinem Frühstückstisch lag und ich sie interessiert durchblätterte, kam ich durch eine Anzeige an eine Firma, die Werbung für verschiedene, meist medizinische Produkte machte. Ich setzte mich mit der Leiterin des Außendienstes dieser Firma in Verbindung und hielt schon bald Gesundheitsvorträge bei Seniorentreffen. Hierzu bekam ich verschiedene Muster der Produkte, die ich vorführen musste. Es gab Inkontinenzprodukte, Protesenhaftmittel, Stärkungsmittel und so weiter. Von jedem Produkt konnte ich reichlich Proben verteilen. Die wurden natürlich von allen Anwesenden gerne genommen und ich wurde von den verschiedenen Senioren-Einrichtungen immer wieder eingeladen. Vor allem machte ich die Werbung sehr locker mit lustigen Sprüchen und Geschichtchen, zum Beispiel mit diesem Gedicht:

Der Freund

zu einem Freund, der Landwirt war,
kam einst ein junges Ehepaar.
Der Freund führt es durchs ganze Haus,
zeigt ihnen Hof und Hühnerhaus.

Die junge Frau stand stumm dabei,
das Hühnerleben war ihr neu;
da, plötzlich springt der Hahn aufs Huhn,
wie das die Hähne alle tun.

Die Frau, die voll Interesse scheint,
fragt nun den väterlichen Freund:
„Herr Schulze, sagen sie doch mal,
wie oft am Tag macht das der Hahn?“

Herr Schulze denkt ein wenig nach,
„Na, so cirka 20 mal am Tag.“
Worauf die Frau ihr Männlein küsste
und lächelnd sagte: „Siehste, siehste!“

Doch darauf fragt der Mann den Freund:
„Sag, Schulze, wie ist das gemeint?
Läuft denn der Hahn den ganzen Tag
immer derselben Henne nach?“

„O nein“, erwidert Schulze nun,
„der Hahn nimmt stets ein andres Huhn!“
Worauf der Mann sein Frauchen küsste
und lächelnd sagte: „Siehste, siehste!“

(Autor unbekannt)

Vom Veranstalter bekam ich für die Vorträge ein entsprechendes Honorar. Mit meinem kleinen Auto, vollgeladen mit Werbung und Proben, kutscherte ich durch ganz Süddeutschland.

Dann gab der Veranstalter dieses Werbegeschäft auf und ich verlor viele nette Bekanntschaften. Wieder stand ich vor der Frage: „Was kann ich tun, um keinen Rentnerfrust aufkommen zu lassen?“

Weil ich ja schon viel mit älteren Menschen gearbeitet habe, kam ich auf die Idee, ehrenamtlich in einer örtlichen Pflegeeinrichtung alte Menschen zu betreuen. Ich meldete mich in diesem Pflegeheim und brachte mein Anliegen vor. Die Pflegedienstleiterin war begeistert von meinem Engagement und ich betreute nun längere Zeit ältere Menschen, die nicht mehr in der Lage waren, ihren Alltag alleine zu bewältigen. Frau M., die ich betreute, lebte dort. Sie saß im Rollstuhl, war sehr beleibt und nicht zu bewegen, aus ihrem bequemen XXL-Rollstuhl aufzustehen und einige Schritte zu laufen. Ich besuchte sie einmal in der Woche und versuchte, sie aufzumuntern. Wie sie mir erzählte, war sie nach einem Krankenhaus-Aufenthalt nicht mehr in ihre eigene Wohnung gekommen, sondern von ihrer Schwester gleich ins Pflegeheim eingewiesen. Anscheinend geschah dies nicht aus freiem Willen. Wenn ich an ihrem Bett saß, jammerte sie noch immer, nachdem sie bereits ungefähr ein Jahr im Pflegeheim lebte, über den Verlust ihres Wellensittichs „Hansi“. Ihr Hansi muss ein wahres Sprachgenie gewesen sein. „Er hat immer auf meiner Schulter gesessen und mit mir gesprochen“, sagte sie. Oft kamen ihr die Tränen, wenn sie von ihrem Wellensittich sprach. Auch ihre schöne Wohnung vermisste sie sehr.

Frau M. tat mir sehr leid. Ich stelle es mir schrecklich vor, bis an mein Lebensende in ein kleines Zimmer eingesperrt zu sein. Um ihr den Alltag zu erleichtern, fuhr ich sie in ihrem Rollstuhl bei schönem Wetter in den Garten des Heims. Wir saßen dann lange Zeit in der Sonne und lauschten dem Gesang der Vögel und erfreuten uns an den vielen duftenden Blumen, die ein fleißiges Gärtnersteam in die Beete gesetzt hatte, und die im Sommer in voller Blüte standen. Viel Gesellschaft liebte Frau M. nicht. Sie war am liebsten mit mir alleine.

Ab und zu fuhr ich mit ihr aus dem Heimgelände hinaus und ein Stück auf der belebten Straße hin und her. Das war für mich Schwerstarbeit! Frau M. wog bestimmt 100 Kilo und ich kam ganz schön aus der Puste, wenn der Weg etwas aufwärts ging. Aber ich merkte deutlich, dass ihr die Fahrt aus dem Garten hinaus auf die belebte Straße besonders gefiel.

Wenn das Wetter diese Spaziergänge im Freien nicht zuließ, fuhren wir in dem Pflegeheim mit dem Aufzug in alle Etagen und betrachteten die in den Gängen ausgestellten Bilder und Antiquitäten. Bei den Antiquitäten handelte es sich zumeist um alte Küchengeräte, die Frau M. an ihre Wohnung und ihren Wellensittich erinnerten. Schade, jetzt wurde sie wieder traurig und depressiv. Dann sahen wir jedoch einen kleinen Kaninchenstall mit zwei ganz süßen schwarzen Kaninchen, die lebhaft darin herum sprangen. Frau M. wollte eines der Tierchen streicheln, kam aber nicht an das wieselschnelle Kaninchen heran. Doch wurde ihre Laune so wieder besser. Schließlich fuhren wir in das Zimmer von Frau M., und die diensthabende Schwester half ihr, wieder ins Bett zu kommen.

Jetzt las ich ihr noch ein wenig aus meinem Buch vor, bis ich nach einer Stunde wieder gehen wollte. „Warum bleiben sie denn nicht noch hier. Ich bin doch so alleine, wenn sie gegangen sind.“ Wieder standen Tränen in ihren Augen. Aber ich war nach einer Stunde in der Gegenwart der depressiven Frau selbst reif für eine längere Ruhepause. Ich war ja auch nicht mehr die Jüngste und Frau M. strengte mich körperlich und geistig ziemlich an. Trotzdem besuchte ich sie wieder jede Woche, bis sie starb. Leider erfuhr ich von ihrem Tod nur bei meinem nächsten Besuch in ihrem Zimmer, das jetzt leer war. „Wo ist Frau M. denn?“, wollte ich von der Schwester wissen. „Ach, wissen sie das denn nicht? Frau M. ist gestorben.“ Für die unglückliche Frau war das sicher eine Erlösung. Nur ich musste noch lange an sie denken.

Die nächste alte Dame, die ich betreute, war die fünfundachtzig Jahre alte Frau Sch., eine ganz kleine, zierliche Dame, auf die das

Wort „Dame“ wirklich zutraf. Sie war stets korrekt und geschmackvoll gekleidet. Bei meinen gelegentlichen Besuchen sah ich ihrer Wohnung an, dass sich Frau Sch. viel mit Kunst beschäftigte. Sie las gerne und viel, besaß eine Unmenge von sehr teuren Kunstbänden und hatte eine rege Korrespondenz mit kunstbeflissenen Damen und Herren, die sie ab und zu besuchten. Frau Sch. war alleinstehend. Ihre einzigen Verwandten waren zwei Nichten, die bei Besuchen in Süddeutschland auch kurz für eine Tasse Kaffee die Tante besuchten.

Eigentlich fing alles ganz harmlos an. Frau Sch. wohnte im gleichen Haus wie ich. Ich wohnte im Erdgeschoss, sie im zweiten Stockwerk. Das Haus hatte keinen Aufzug und es fiel Frau Sch. immer schwerer, die vielen Treppen zu bewältigen. So bot ich ihr an, für sie einzukaufen, wenn sie etwas brauchte. Zwar ging sie auch noch selbst mit ihrem kleinen Rucksack auf dem Rücken in die Stadt, um einzukaufen, aber es fiel ihr sichtlich schwer, mit dem vollen Rucksack die vielen Treppen hinauf bis in ihre Wohnung zu kommen.

Sie freute sich über meine Hilfe und nahm sie gerne in Anspruch. So fing unsere nähere Bekanntschaft an.

„Wollen wir heute einen kleinen Ausflug machen?“, fragte sie mich an einem schönen Sommertag. „Wir könnten mit dem Bus in die Umgebung fahren, um dort in der Höhe über Pforzheim ein Stück zu laufen und in einem Café etwas trinken?“ Weil ich keine anderen Verpflichtungen an diesem Tag hatte, nahm ich ihre Einladung gerne an. Mit meinem kleinen Hund Eddy spazierten wir nach einer kurzen Fahrt mit dem Stadtbus vergnügt bei strahlendem Sonnenschein über die mit vielen wilden Blumen geschmückte Hochebene, von der wir auf unser geliebtes Pforzheim mit seinen drei Flüssen Enz, Pfinz und Würm hinunter blicken konnten. Mein Eddy umsprang uns begeistert. Auch er freute sich über diesen Ausflug, bei dem es für seine Hundenase viele neue Duftmarken zu erkunden gab.

Nach einem kurzen Spaziergang wurde Frau Sch. jedoch müde. Die Beine wollten nicht mehr so, wie sie es von früher gewohnt war. Sie

war ganz traurig. „Früher habe ich mit meinen Freunden viele große Wanderungen unternommen. Wir waren oft mehrere Tage hintereinander unterwegs. Wir schwammen in der Adria und haben in kleinen Gasthöfen übernachtet. Die Freundlichkeit der einfachen Menschen war überwältigend. Schade, dass diese schöne Zeit vorbei ist. Doch auch über so kleine Spaziergänge wie heute kann ich mich noch freuen. Man wird eben genügsam“, sagte sie mit einem kleinen Seufzer. Nach einer Tasse Tee und einem großen Stück Schwarzwälder Torte in dem ihr bekannten Café machten wir uns wieder mit dem Bus auf den Rückweg. Die vielen Treppen zu ihrer Wohnung fielen Frau Sch. sehr schwer, aber sie war noch ganz begeistert über den schönen Nachmittag, den wir zusammen genossen haben. Auch mir hat die Zeit sehr gefallen. Vor allem die vielen Begebenheiten, von denen die alte Dame erzählte, fesselten mich. Sie erzählte aus ihrem interessanten Leben. Dass sie unverheiratet blieb, hatte sich ergeben, weil der Mann, mit dem sie verlobt war, im Krieg gefallen war. Danach hatte ihr das Leben mit guten Freundinnen wohl genügt. Von Beruf war sie Arzthelferin. Von dieser Zeit sprach sie mit viel Begeisterung. Sie war wohl dem Arztehepaar eine große Hilfe gewesen.

Leider wurde Frau Sch. immer schwächer. Ihre Beine wollten nicht mehr und auch ihr Herz machte ihr zu schaffen. So wurde ich immer mehr die Hilfe, die Frau Sch. dringend benötigte. Eine fremde Person wollte sie nicht um sich haben. Ich sorgte also dafür, dass sie ausreichend aß. Wir bestellten gute fertige Tagesmenüs durch den mir bekannten Anbieter von fertigen Mahlzeiten. Leider aß Frau Sch. nur wie ein Spatz und eine Mahlzeit reichte für zwei Tage. „Kann ich mir das denn überhaupt leisten?“ Das war ihre Angst, die aber völlig unbegründet war. Ihre Rente war so hoch, dass sie sich das Essen auf Rädern wie auch eine professionelle Pflegerin leisten konnte, die sie jedoch ablehnte.

Nun waren ihre körperlichen Beschwerden nicht ihre einzige Behinderung. Mehr und mehr konnte ich feststellen, dass auch demente Beschwerden auftraten. Sie vergaß oft zu essen. Ich war nun also

stets anwesend, bis sie aufgegessen hatte. Noch immer ging Frau Sch. aber mit ihrem kleinen Rucksack einkaufen. Sie brachte Dinge mit, die sie überhaupt nicht gebrauchen konnte. Sie brachte Konservendosen mit, obwohl sie nicht einmal einen Dosen-Öffner hatte. Ich hatte stets Angst um sie, wenn sie alleine in die Stadt ging. Abhalten konnte ich sie nicht von diesen Ausgängen. Schlimm war, dass sie noch immer selbst kochen wollte, jedoch dann ab und zu den leeren Topf auf dem angezündeten Gasherd vergaß. Ich nahm ihr die Streichhölzer weg und versteckte sie. Immer wieder fand sie neue Streichhölzer und es wurde langsam wirklich gefährlich. Ich drehte das Gas an dem hinter dem Herd befindlichen Hahn aus. Auch das fand sie. So dement war sie dann wohl doch nicht. Ich bestellte für Frau Sch. ein Hausnotrufgerät. Aber auch das war keine richtige Hilfe. Den Stecker, mit dem die Basisstation an die Steckdose angeschlossen war, zog sie des öfteren aus der Wand. Dann rief der zuständige Mitarbeiter des Hausnotruf-Anbieters an. Ich konnte ihn aber beruhigen und erklärte ihm die Sache. So verschlechterte sich die Lage von Frau Sch. immer mehr und ich fühlte mich mit der Betreuung überfordert. Es ging nicht anders: Frau Sch. musste in ein Pflegeheim. Dort fühlte sie sich jedoch überhaupt nicht wohl und verstarb schon nach kurzer Zeit. Ich war sehr traurig. Hatte ich Frau Sch. doch mehr als eine Freundin, nicht nur als eine hilfsbedürftige Mitbewohnerin gesehen.

Die große Überraschung erlebte ich nach ihrem Tod. In ihrem Testament hatte sie mich sehr großzügig bedacht. Das gefiel ihrer Verwandtschaft nicht und sie überlegte, das Testament anzufechten, jedoch der eingeschaltete Anwalt riet ihnen ab. Letztendlich ging alles gut aus und ich danke Frau Sch. noch heute in Gedanken für ihre Gabe.

Und wieder einmal stand ich vor der Frage: Was mache ich nun mit meiner Zeit? Wieder einem pflegebedürftigen Menschen zu helfen, fühlte ich mich nicht mehr in der Lage. Außerdem musste ich mich um meine eigene Wohnsituation kümmern. Das Haus, in dem ich wohnte, sollte grundrenoviert werden. Meiner Vermieterin war die

Verwendung von Gas für ihr Haus zu unsicher. Sie sprach von Fernwärme. Die Verlegung der Leitungen würde viel Lärm und Schmutz verursachen und ich überlegte, ob ich einen Umzug wagen sollte. Einer meiner Söhne wollte mir einen Platz in einer Einrichtung für betreutes Wohnen schmackhaft machen. „Wir können nicht dauerhaft für dich sorgen“, war sein Argument. Ich in eine Einrichtung für alte Leute? Ich war empört. Noch konnte ich doch alleine für mich sorgen.

So kam der Gedanke bei mir auf, aus Pforzheim in eine andere Gegend zu ziehen. Ich bin in den Ferien mehrere Jahre lang nach Prerow an die Ostsee gefahren und habe mich dort sehr wohl gefühlt. Die Mentalität der norddeutschen Menschen entspricht meiner eigenen. Ich spreche auch immer noch das Hamburger Platt, das ich vor vielen Jahren von meiner Großmutter gelernt hatte. „Wie wäre es, wenn ich meinen Wohnsitz nach Prerow verlege?“ Der Gedanke setzte sich in meinem Kopf fest und ich versuchte, eine bezahlbare Wohnung in Prerow zu finden. Leider gab es dort nur Eigentum und Ferienwohnungen. Eine dieser Ferienwohnungen buchte ich in einem Jahr für die Zeit von Weihnachten bis zum Neuen Jahr. Diese Zeit war für mich immer sehr schlimm, weil viele schlechten Erinnerungen wieder hochkamen. Ich hatte eine sehr schöne kleine Wohnung gemietet, die ich alleine mit meinem Hund bewohnen konnte. Meine ganz liebe Vermieterin hatte mir zum Einzug einen großen Teller Kekse auf den Couchtisch gestellt. Auch für Tannengrün hatte sie gesorgt. Hier würde ich mich sicher von dem lauten, weihnachtlichen Trubel erholen können. Ein Programm mit den weihnachtlichen Veranstaltungen in Prerow hatte sie mir auf den Tisch gelegt. Da war der weihnachtliche Kirchgang in die kleine Fischerkirche und am 1. Januar das Anbaden angezeigt.

Am Heiligen Abend ging ich also zuerst in die kleine Kirche, weil so bei mir immer Weihnachten anfang. Leider war die Kirche eiskalt. Daran hatte ich nicht gedacht. Die Pforzheimer Kirche war trotz ihrer Größe im Winter immer gut beheizt. Hier jedoch hatte nur der Pastor vorne bei sich ein kleines Heizöfchen stehen. Das wärmte